



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Egelhaaf, Gottlob: Das Emporkommen Bonapartes

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

stehn in wenigen Tagen und Wochen zwei Millionen kriegsgeübte Männer, Linie, Reserve und Landwehr, wohlgeordnet im Armeekorps mit allen Offizieren und Unteroffizieren vollständig kriegsmäßig ausgerüstet bereit, des Einfalls gewärtig, und selbst der älteste Kriegsdampfer, der noch zu irgendeinem Zweck brauchbar ist, findet ausreichende Besatzung. Dieses Volk in Waffen wird niemand angreifen; das weiß man in Deutschland, und darum bleibt man ruhig. Dieselbe „kanonische Ruhe“ könnte sich England noch leichter verschaffen und dabei doch, dank seiner insularen Lage, die Hauptkraft zum Schutz seiner Seeinteressen auf die Flotte verwenden, deren heutiges Übergewicht damit dauernd gesichert würde.

-v-



Das Emporkommen Bonapartes

Von Gottlob Egelhaaf



ir haben im Jahrgang 1903 der Grenzboten Band II den ersten Band des Werkes des Grafen Albert Vandal l'Avènement de Bonaparte besprochen, der die Geschichte des Staatsstreichs vom 18. Brumaire enthielt; es sei uns heute gestattet, über den 1907 erschienenen zweiten Band kurz zu berichten.

Im allgemeinen gilt von ihm dasselbe, was vom ersten Bande gesagt werden konnte: er ist ein Meisterwerk der Geschichtschreibung nach Form und Inhalt, klar, fesselnd, anschaulich, und er ist aus einem tiefen, weithin verzweigten Studium der gedruckten wie der ungedruckten Quellen erwachsen.

Als sich Bonaparte am 25. Dezember 1799 unter Vorwegnahme des noch nicht abgeschlossenen ganzen Ergebnisses der Volksabstimmung zum ersten Consul proklamierte, zählte er dreißig Jahre und vier Monate. Seine durchfurchten Züge und sein verfallener Gesichtsausdruck gaben keine Andeutung seines Alters. Seine nicht ganz mittelgroße Gestalt bog sich ein wenig; sein Leib war von der äußersten Magerkeit. Er hatte ein langes Gesicht, eine weite Stirn unter buschigen Haaren, hohle Schläfe, außerordentliche Augen, wunderbar unter der Wölbung der Brauen gelagert, voll von Gedanken und Blitzen, einen schön gezeichneten Mund, eingefallne Wangen und ein dünnes Kinn. Wenn er bezaubern und gewinnen wollte, so erhellte ein Lächeln von einzigartiger Anmut sein strenges Gesicht. Seine bald gelbe, bald graue Gesichtsfarbe mißfiel den Leuten sehr. Sein Wort war bilderreich und ungekünstelt, überquellend an eigenartigen Einfällen und an Ausdrücken, die den Stempel des Heroischen trugen. Man sah ihn öfter stehn oder gehn als sitzen. Er hatte ein lebendiges, bewegtes Gebärdenpiel, das manchmal etwas Stoskartiges hatte; oft hob sich seine rechte Schulter durch eine unfreiwillige Bewegung, ein Zeichen seiner Erregtheit. Er sorgte für seine Person, zeigte aber in

Grenzboten IV 1908

2

seinem Anzug die äußerste Nachlässigkeit, legte noch den bürgerlichen Rock an und trug gewöhnlich einen olivenfarbigen, ziemlich abgenützten Frack. Um auszugehen, legte er einen grauen Überzieher an, dessen Aufschläge er fröstelnd über seiner Brust zusammenschlug. Die Frauen der alten Gesellschaft fanden ihn äußerst häßlich. Die Masse der Pariser aber interessierte sich von der ganzen Regierung nur für ihn, und bis in die Winkel der Provinzen nannte man ihn mit einer zärtlichen oder abgefeymten Vertraulichkeit den kleinen Corporal, le petit caporal. Die Menschen, die ihm nahe kamen, fühlten sich einem Phänomen von geistiger Kraft und von eisernem Willen gegenüber.

Die erste Aufgabe Bonapartes war, mit den Royalisten fertig zu werden, die dank der Schwäche des Direktoriums den 1796 von Hoche beruhigten Westen aufs neue zur Erhebung vermocht hatten und darauf rechneten, auch den Süden unter die Waffen zu bringen. Ehe er den Rücken frei hatte, konnte der erste Konsul nicht daran denken, die Engländer und die Oesterreicher zu Paaren zu treiben. Er war von Anfang an entschlossen, sich mit keiner Partei zusammenwerfen zu lassen; „ich werde nie die Farben einer Partei annehmen“: er wollte nur und stets ganz Frankreich im Auge haben. Insofern konnte Cambacérés sagen, er habe damals keinen Hintergedanken merken lassen und nichts sein wollen als das Oberhaupt einer meisterlich geordneten Republik, das heißt einer Republik, wie sie sich die Arbeiter und Soldaten dachten, eines Frankreichs ohne König, siegreich über die Könige, stark regiert, sich für frei haltend, weil es das Wort Freiheit im Munde führte, den Schrecken seiner Waffen und die Herrschaft seiner Gesetze überall hintragend, die alten Mächte Europas zwingend, sich vor der überlegnen Nation zu demütigen. Mit den Royalisten hat Napoleon verhandelt; aber ihre Bevollmächtigten forderten Dinge, die aus dem Westen eine Nation für sich gemacht hätten, volle Freiheit der Religion, Erlassung der rückständigen Steuern, Befreiung von jeder militärischen Aushebung. Ein „weißes Frankreich“ sollte neben dem der dreifarbigigen Fahne stehn. Wenn sich Napoleon auf diese Forderungen einließ, so war ihnen das ein Zeichen, daß er wankte, daß er eine Wiedereinsetzung der vertriebenen Königsfamilie zugeben oder gleich Monk selbst durchführen werde. In diesem Sinne sagte der hartnäckigste und gescheiteste der royalistischen Führer, der Graf Frotté: „Wenn alle unsre Artikel angenommen werden, so will man uns wohl; andernfalls Kampf!“ Napoleon hat selbst mit einigen royalistischen Führern eine Unterredung gehabt; sie verlief aber ohne Ergebnis. Indem er nun den Krieg mit erneuter Kraft führte und zugleich mit scharfem Blick erkannte, daß im Westen die Führer wohl Royalisten, die Massen aber vor allem katholisch waren, und demgemäß religiöse Duldsamkeit walten ließ und den Gemeinden ihre Kirchen und Priester zurückgab, unter der Bedingung, daß sie der Verfassung Treue gelobten, gelang es ihm, die Empörer allmählich zur Unterwerfung zu bringen. Von größtem Wert war es hier, daß das Departement der Vendee, mit dessen Namen man damals wohl den ganzen für

Thron und Altar kämpfenden Westen bezeichnete, sich dem General Hedouville in Montfaucon unterwarf; die Fügsamkeit der Vendee schien die Fügsamkeit des Westens zu bedeuten. Bezeichnend aber ist, daß die Vendeer in zwei Punkten unnachgiebig blieben: sie wollten nichts von dem Versprechen der Priester in betreff der Verfassung wissen, und sie wollten ihre Waffen nicht ausliefern. Hedouville gewann sie nur dadurch, daß er zu verstehn gab, man müsse zwar im Prinzip das Versprechen verlangen, werde aber in der Praxis ein Auge zudrücken, und daß er einwilligte, die Waffen den Eigentümern der Bauernhöfe und den Pächtern zu lassen, „damit sie sich gegen die Diebe und das herumstreichende Raubgesindel verteidigen könnten“. Das hieß nichts andres als der Mehrheit der Auführer die Waffen lassen; wenn im Frühjahr die republikanischen Heere in gefährlichem Ringen mit den Feinden waren, konnte man wieder hinter jedem Busch der Vendee die Gewehre blitzen und den unstillbaren Krieg sich erneuern sehen. Aber für den Augenblick wirkte das Beispiel der Vendeer in der That so ansteckend, daß sich auch andre Gegenden auf jene Bedingungen von Montfaucon hin unterwarfen; mit den Hartnäckigen wurde man um so leichter durch Gewalt fertig; so wurde Bourmont in der Nähe von Laval von Chabot geschlagen, verlor ein Pferd unter dem Leibe und sah seine zahlreiche Schar zersprengt; mehr als dreißig Wagen voll Verwundeter wurden weggeführt. Von verhängnisvollem Einfluß war die feige Haltung der verjagten Bourbonen; seit neun Jahren ließ der Graf Karl von Artois, der jüngste Bruder Ludwigs des Sechzehnten und Ludwigs des Achtzehnten, seine Ankunft im Westen ankündigen, kam aber nicht; er war le prince toujours attendu; seine Anhänger verlangten, er solle sich im Notfall einem Fischerboot anvertrauen und von England nach der Bretagne herüberkommen. Er hütete sich wohl, das zu tun; in ihm war nichts von seinem Ahnherrn Heinrich dem Vierten, dessen weißen Federbusch man überall da hatte wehen sehen, wo die Gefahr am größten war.

Welcher Abstand von da zu dem ersten Konsul, der sich immer als Kriegsheld hervortat und außerdem durchweg der Nation das eine durchschlagende Gefühl erweckte, daß sie endlich einen Führer und Regierer hatte. Gewiß, noch gab es schwarze Punkte genug, die Zerrüttung der Finanzen, den Ruin des Kredits, die Seltenheit des haren Geldes, die Unsicherheit über die Wahl der künftigen Beamten der Gemeinden und Departements, die Fortdauer des Kriegs, da England und Osterreich beständig unnachgiebig blieben, die Aussicht also auf einen neuen Feldzug. Aber trotzdem — die Zeit war vorüber, wo Frankreich ein Schiff ohne Kapitän war; man fühlte sich beschützt und gelenkt, und ein Wort flog durchs Land: heute kriechen die Parteien am Boden, die Menschen gehen wieder, und die Regierung regiert! Die, die den ersten Konsul in der Nähe beobachten konnten, versicherten, daß er achtzehn Stunden am Tag arbeite, wenig esse, kaum schlafe, in einem ausgemergelten Körper einen immer freien Geist trage. Die Polizeiberichte zeigen seit dem Ende des Januar

mit wachsender Deutlichkeit, daß sich das Mißtrauen, das auf den Staatsstreich folgte, von Tag zu Tag mehr verlor, daß „der stolze Gang der Regierung, ihre unparteiische Gerechtigkeit, ihre einfachen Sitten“ die Leute gewannen; man hörte im Arbeiterviertel Saint Antoine den Ruf: Es lebe Bonaparte! es lebe die Regierung! „Trotz ihres augenblicklichen Elends, sagt Vandal II, S. 107, und des Fortbestehens ihrer Not empfinden diese Menschen von gallischem Blut eine Freude, sich befehligt, angeführt und fest auf hohe Ziele hingelenkt zu sehen.“ Wer, der die Jahre 1886 bis 1888 erlebt hat, denkt nicht an die damalige boulangé? Früher hatte man in Theorien und Systemen geschwelgt; jetzt, wo der emanzipatorische Hauch, der durch das achtzehnte Jahrhundert ging, tatsächlich zu dem Ziel geführt hatte, daß der Boden des Landes befreit und die feudalen Lasten beseitigt waren, hatte er seine Zauberkrast über die Gemüter eingeblüht; aber das Streben nach Ordnung bestand noch und war durch die grausige Unordnung der Revolutionszeit noch stärker geworden. Die zentralisierende Monarchie des ancien régime hatte es nicht dahin gebracht, volle Ordnung zu schaffen; ihre Verwaltung hatte sich auf die alte feudale, gerichtliche, provinzielle und kommunale Verwaltung aufgepfropft oder sich mit ihr vermischt; daraus war eine unerhörte Verworrenheit entstanden. Bonaparte erst schuf etwas neues: eine gebieterisch und stramm auftretende, aber durchaus regelmäßige Verwaltung, die sich auf einfache, klare, konsequente Gesetze gründete. So bestimmte das Gesetz vom 28. Pluviose des Jahres VIII, daß in jedem Departement ein vom ersten Konsul ernannter Präfekt sein solle, der allein mit der Verwaltung des Departements betraut sei; in ihm gewinnt die Autorität einheitliche und individuelle Gestalt. An seiner Seite steht dann ein Conseil général du département, dessen Glieder wieder der erste Konsul aus den durch Wahl zustande gebrachten Listen der Notabeln des Departements ernennt; die Wähler haben also nur indirekten Einfluß auf die Gestaltung des Conseil, der sich alle Jahre vierzehn Tage versammelt und vor allem die Aufgabe hat, einen großen und beständigen Wunsch des französischen Volkes zu erfüllen, die Gleichheit und Regelmäßigkeit in der Verteilung der Steuern. Ein andres Beispiel dieser neugestaltenden Tätigkeit Napoleons ist der code civil, das bürgerliche Gesetzbuch, dessen wesentliche Sätze über die väterliche Autorität, das Verfügungsrecht über die Güter, die Ehescheidung, die Adoption von dem ersten Konsul selbst nach eindringendem Studium früherer Gesetzgebungen und reiflichem Nachdenken formuliert wurden, „mit so viel Verstand, sagt Cambacérés, daß ich ihm Beifall geben mußte“. Das Endergebnis ist, daß „Bonaparte der furchtbarste Despot wurde, den Frankreich gekannt hat, aber ein Despot, der Ordnung schuf. Unter ihm gab es eine schreckliche Willkür der Regierung, aber wenig Willkür in der Verwaltung“ (II, S. 198). „Die Franzosen ließen sich die erste leicht gefallen, weil davon nur wenige betroffen wurden, unter der Voraussetzung — die zutraf —, daß sie von der zweiten befreit wurden, die jedermann zu spüren

bekommt, die das Lebendige Leben erdrückt, ungebührlich alle Taschen durchsucht und niemand in Frieden die Früchte seiner Arbeit genießen läßt.“ Eine besonders wichtige Maßnahme war auch die Herstellung des Friedens mit der katholischen Kirche durch das Konkordat vom Jahre 1800, wodurch die trotz aller Philosophie der obern Zehntausend katholisch geliebten Massen mit der neuen Staatsordnung ausgeföhnt wurden und vielleicht, so konnte man hoffen, bonapartisiert oder imperialisiert werden konnten.

Zu allen diesen Maßnahmen innerer Versöhnung und Herstellung kam nun noch der Sieg über das Ausland. Die Ereignisse des italienischen Feldzugs von 1800 sind oft erzählt worden; Graf Vandal erzählt sie wieder, aber in eigenartiger Weise. Während die bisherigen Berichtersteller den Standpunkt bei den Handelnden nehmen, versetzt uns Vandal an der Hand seiner Quellen nach Paris und läßt uns die ganze Stufenleiter der Gefühle durchlaufen, die bei den Parisern von 1800 durch die wechselnden Berichte vom Kriegsschauplatz erweckt wurden. Wir hören den Jubel mit an, den Mailands Einnahme durch Bonaparte hervorrief, und die Niedergeschlagenheit, die sofort nachher über den Verlust Genuas entstand, das der ausgehungerte Masséna übergeben mußte: selbst die Volkstümlichkeit Bonapartes geriet dadurch ins Wanken; „es wäre, schreibt ein Zeitgenosse, der kein Freund von ihm, der ihm riete, jetzt nach Paris zurückzukommen“. Es folgte die blutige Schlacht bei Montebello zwischen Lannes und Ott, die nichts entschied; das Auseinanderziehen der Divisionen, durch das Bonaparte den österreichischen Oberfeldherrn Melas, dem er den Rückweg verlegt hatte, hindern wollte, sich an ihm vorbeizuschleichen und so zu entkommen. Aber Melas verzichtete darauf, nach rechts oder links auszubiegen, und entschloß sich, die Mitte des Feindes zu durchbrechen: mit überlegener Macht, mit hundert Kanonen gegen fünfzehn, faßte er Bonapartes schwächere Streitkräfte und schlug ihn bei San Giuliano und Marengo am 14. Juni: schon kehrte er, selbst von einem Streifschuß getroffen, siegesicher nach Alessandria zurück; schon nahmen seine Soldaten das Gewehr auf die Schulter und steckten an ihre Tschakos die grünen Keiser, das übliche Zeichen des Sieges: da erschien General Desaix mit 6000 Mann frischer Truppen und stellte die Schlacht her, deren Ende er, tödlich verwundet, nicht sehen sollte, die Kellermanns und Bessières schwere Reiterei dann völlig zugunsten der Franzosen entschied. Fünfzehn Fahnen, vierzig Geschütze, 6000 bis 8000 Gefangene fielen den Franzosen in die Hände, die nicht bloß die Schlacht, sondern den Feldzug gewonnen hatten. Die Wirkung in Paris war ungeheuer; die beiden Konsuln, die dort geblieben waren, ließen Viktoria schießen; die Stadt gewann ein festliches Ansehen; Leute aller Klassen, die sich persönlich gar nicht kannten, unterhielten sich auf den Straßen miteinander über den herrlichen Sieg; die Gelehrten erinnerten an Cäsars *veni, vidi, vici*, und einige plötzlich bekehrte Royalisten sagten, Frankreich brauche wohl einen König; aber die Krone gebühre Bonaparte. Dieses Wort traf den Kern der Situation; nach dem

innern Wiederaufbau kam der äußere Sieg: er ebnete dem ersten Konsul den Weg zum Kaiserreich, das in seiner autoritären und militärischen Zuspitzung vielleicht die einzige Verfassung war, die das von innern Feinden nach wie vor bedrohte, von Europa gleich einer großen Festung umlagerte Frankreich damals brauchen konnte.



Das Lehrerbefoldungsgesetz in Preußen

Von Dr. E. Gregorovius, Regierungsschulrat in Potsdam



ie in diesem Winter im preußischen Abgeordnetenhause bevorstehende Revision des Befoldungsgesetzes der preußischen Volksschullehrer und Volksschullehrerinnen lenkt nicht nur die Aufmerksamkeit der an diesem Gesetze unmittelbar beteiligten Lehrpersonen auf sich, sondern auch die vieler Kreise der gebildeten Welt,*) die durch die Äußerungen der Presse und der Lehrervereine wegen einer weitem gesunden Entwicklung des preußischen Volksschullehrerstandes vielfach in Unruhe versetzt worden sind.

Auf allen Seiten tritt das Bedürfnis hervor, die Forderungen der Volksschullehrer und -lehrerinnen nach einem höhern Dienst Einkommen und damit nach einer bessern Gestaltung ihrer äußern Lebensverhältnisse zu prüfen, sie gegebenenfalls zu erfüllen und damit den in dieser Sache nicht nachlassenden Klagen der Lehrwelt ein Ende zu machen.

Wer den Ausführungen der Presse, insbesondere der pädagogischen Presse, und denen der Lehrervereine in dieser Angelegenheit kritiklos folgt, wird schwerlich ein objektives Bild von dem, was notwendig zu geschehen hat, gewinnen, wohl aber der, der sich aus den Lebenserfahrungen der einzelnen Lehrer und ihrer Familien selbst und aus der Kenntnis des gesamten Volksschullehrerlebens heraus ein Urteil bildet. Da sind es nun folgende Forderungen, die man als den objektiven Niederschlag aller Wünsche der Volksschullehrer an-

*) Anmerkung der Redaktion: Wir bringen diesen Artikel sehr gern. An keinem Stande haben die Regierungen und die Volksvertretungen soviel wieder gut zu machen wie an dem Lehrerstande. Für die Hebung der deutschen Kultur und der Konkurrenzfähigkeit unsers Volkes haben wir den Lehrerstand jahrzehntelang ausgenutzt bis zum Zusammenbrechen; das wollen wir, welcher Partei wir auch angehören, ruhig eingestehn. Trotzdem hat er dafür wenig Dank und Anerkennung erfahren. Diese Schuld muß endlich abgetragen werden. Seitdem das deutsche Volk zu Wohlstand und Reichtum gekommen ist, haben wir die moralische Pflicht, dem Lehrerstande solche Lebensbedingungen zu sichern, daß er seine für die Volkswohlfahrt so wichtige Aufgabe sorgenfrei erfüllen kann. Deshalb halten wir nicht nur aus moralischen Gründen sondern auch aus politischen die Forderungen unsers Mitarbeiters für das Mindeste, was, sobald wie möglich, dem Lehrerstande in allen deutschen Staaten erfüllt werden muß.